



spitäler schaffhausen

Das Magazin  
der Spitäler Schaffhausen  
Dezember 2014



# radius



Spezialausgabe Engagement:

- Im Dienste eines Menschen
- Einsatz in Togo
- Die Engel aus Riehen



# Inhaltsverzeichnis



3 Visitenkarte und Bindeglied  
Der Sozialdienst der Spitäler Schaffhausen



4 Einem Mitmenschen Zeit und Aufmerksamkeit schenken  
IDEM – eine verdienstvolle Freiwilligen-Arbeit

6 Der gegenseitige Respekt wird grossgeschrieben  
In der WG Geissberg wohnen hilfsbereite Nachbarn

7 Ungarbühl-Bazar läutet die Weihnachtszeit ein  
Seit 35 Jahren fester Bestandteil der Kantonsspital-Agenda

8 Ganz Ohr sein  
Das Seelsorge-Team hört zu und findet dann den richtigen Ton



10 «Wir erleben eine hohe Wertschätzung und viel Dankbarkeit»  
Interview mit zwei Sitzwachen und einer IDEM-Mitarbeiterin

11 Engagement in der Betriebsfeuerwehr und bei der Heilsarmee  
Urs Rutishauser ist ein Medizinaltechniker der besonderen Art

12 Hilfe zur Selbsthilfe in Togo  
Anästhesiepfleger Charles Adjetey hat ein erfolgreiches Hilfswerk aufgebaut



14 In Afghanistan sehnen sich die Menschen nach Frieden  
Psychiatriepfleger Thomas Ackermann berichtet über seinen Afghanistan-Einsatz

17 Strahlende Augen im Kantonsspital  
Im Kantonsspital kommen gleich zwei Christkindlein vorbei

18 Die Engel kommen aus Riehen  
Historischer Blick auf die segensreiche Tätigkeit der Diakonissen

Impressum  
Herausgeber: Spitäler Schaffhausen, Geissbergstrasse 81, 8208 Schaffhausen  
Redaktionsleitung: Andreas Schiendorfer (Kommunikationsbeauftragter Direktion),  
Monica Moser (Stv.).  
Redaktionskommission: Sandra Styner (HRM), Cornelia Wunderli (Personalvertretung);  
Ingo Bäcker, Martin Bär, Blazenska Bandur, Walter De Ventura (Fotograf),  
Sabine Kirsch, Reto Savoca (Fotograf), Daniela Strebel sowie Kurt Pfister (PfisterCom).  
Layout: BieriDesign, Zürich, Korrektorat: Ingrid Kunz Graf, Schaffhausen,  
Druck: Kuhn-Druck AG, Neuhausen am Rheinfall  
Auflage: 3500 Exemplare, gedruckt auf REFUTURA, 100 % Altpapier, CO2-neutral



## Jeder Tag ist ein Tag der Freiwilligen

Immer am 5. Dezember wird auf Beschluss der UN weltweit der Internationale Tag der Freiwilligen und der Freiwilligen-Arbeit begangen. Rund ein Drittel der Schweizer Bevölkerung engagiert sich auf ehrenamtlicher Basis, meist in Sport- und Kulturvereinen, doch nach wie vor auch in sozial-karitativen Vereinen oder in der Kirche. Ohne Freiwilligen-Arbeit wäre es den Spitälern Schaffhausen nicht möglich, ihre Leistungen in dem Umfang und in der Qualität anzubieten, wie es sich die Bevölkerung gewöhnt ist. Historisch hat dies mit den Diakonissen aus Riehen begonnen, die sich von 1854 bis 1981 unermüdlich in der Pflege einsetzten. Heute verkörpert vor allem der IDEM Schaffhausen diesen freiwilligen Einsatz (siehe Titelbild). Bei genauerem Hinsehen finden wir aber diverse weitere Hilfen, etwa als Sitzwachen oder beim Gottesdienst. Umgekehrt engagieren sich viele Mitarbeitende der Spitäler Schaffhausen in ihrer Freizeit für die Gesellschaft. Diese Ausgabe will einen – leider unvollständigen – Einblick in die Vielfalt der Freiwilligen-Arbeit gewähren. Aus Sicht der Spitalleitung ist jeder Tag ein Tag der Freiwilligen. Ganz herzlichen Dank!



Barbara Gafner, Leiterin Sozialdienst, im Gespräch mit Spitaldirektor Hanspeter Meister.

## Visitenkarte und Bindeglied

*Aus Anlass der radius-Sonderausgabe Engagement lud Spitaldirektor Dr. Hanspeter Meister mit Barbara Gafner die Leiterin des Sozialdienstes zur traditionellen Begegnung in der Spitaldirektion ein.*

Beim kurzen Fotoshooting im Sitzungszimmer der Spitaldirektion herrscht beste Stimmung: Barbara Gafner, Leiterin des Sozialdienstes, erzählt lachend, sie liebe experimentelles Engagement und setze sich deshalb in ihrer Freizeit nicht nur im Verein Fachstelle für Gewaltbetroffene Schaffhausen ein, sondern auch als Begleiterin bei Ultra-Cycling-Rennen oder als Helferin bei einem Bodybuilding-Anlass. Abwechslung ist ihr wichtig, und deshalb ist sie beinahe geneigt, auch hinsichtlich ihrer Tätigkeit im Hause von einem Traumberuf zu sprechen. Gemäss Auftrag bereitet der Sozialdienst Patienten auf den Spitalaustritt vor und unterstützt sie, ihre veränderte Lebenssituation zu akzeptieren und zu bewältigen. «Ich hatte noch nie ein derart breites Berufsfeld, wo ich nicht nur mein ganzes Fachwissen einbringen kann, sondern manchmal auch sehr kreative Lösungen suchen muss», kommentiert Barbara Gafner. «Jeder Patient und jede Patientin ist wieder anders. Kein Arbeitstag gleicht dem anderen. Wichtig ist aber auch, dass wir uns als Team gut ergänzen und bestens zusammenpassen. So macht die Arbeit Spass.»

Diese ansteckend gute Stimmung der Mitarbeiterinnen des Sozialdienstes ist auch Spitaldirektor Hanspeter Meister nicht entgangen. Sie sind für ihn nicht nur eine ausgezeichnete Visitenkarte der Spitäler Schaffhausen nach aussen, sondern wegen ihrer interdisziplinären Kontakte auch ein Bindeglied im Innern. Ganz speziell schätzt er, dass sie sich innerbetrieblich auch auf anderen Ebenen engagieren, Barbara Gafner beispielsweise in der Kunstkommission, Cornelia Wunderli in der Personalvertretung.

Ob denn die vielen Patientenschicksale auf die Dauer nicht doch eine grosse psychische Belastung darstellen würden, möchte er wissen. «Man muss in unserem Beruf die Menschen gern haben und auf sie eingehen können, aber wir dürfen kein Helfersyndrom entwickeln», führt Barbara Gafner dazu aus, «dies nicht nur, um uns selbst zu schützen, sondern auch den Patienten zuliebe. Ein psychisches Abhängigkeitsverhältnis wäre fatal und muss unbedingt vermieden werden, denn später sind die Patientinnen und Patienten ja wieder ganz auf sich und ihr soziales oder professionell organisiertes Umfeld gestellt. Dies schliesst zum Glück nicht aus, dass herzliche Beziehungen entstehen und man sich später freudig begrüsst, wenn man sich zufällig irgendwo wieder begegnet.» (schi)



## Einem Mitmenschen Zeit und Aufmerksamkeit schenken

*Beim IDEM Schaffhausen geht es nicht um Geld oder andere materielle Werte. Schlüsselbegriffe wie «freiwillig», «schenken», «Zeit», «Geduld», «offenes Ohr», «Toleranz», «Aufmerksamkeit», «Betreuung» weisen bereits auf der Homepage in eine ganz andere Richtung. Die Mitglieder engagieren sich «Im Dienste eines Mitmenschen».*

*Von Monica Moser*

Die im Jahr 1978 nach dem Vorbild der «Pink Ladies» aus den USA unter dem Dach der Gemeinnützigen Gesellschaft Schaffhausen (GGs) ins Leben gerufene Freiwilligen-Organisation engagiert sich an den drei Hauptstandorten der Spitäler Schaffhausen, also im Kantonsspital, im Pflegezentrum und im Psychiatriezentrum. Die Einsätze der freiwilligen Helfer sind vielfältig: helfen beim Essen, spielen, vorlesen, spazieren gehen, Kinderhütendienst für Mütter, die an unseren Schwangerschafts-Rückbildungsgymnastikkursen teilnehmen, Gruppenaktivitäten oder Blumen giessen. Allen gemein ist das Motto: «Einem Mitmenschen Zeit und Aufmerksamkeit schenken.»

IDEM-Mitarbeitende brauchen keine spezielle Ausbildung, jedoch eine ganze Reihe anderer Eigenschaften wie gute Gesundheit, eine hohe Bereitschaft zuzuhören, Takt, Toleranz, Einfühlungsvermögen, Teamfähigkeit, Verschwiegenheit und den Willen zu regelmässigem Einsatz nach Absprache. In den Spitälern Schaffhausen sind diese Dienste eine willkommene Ergänzung zur professionellen Betreuung der Patienten und Patientinnen durch die Ärzte und die Pflegenden.

Susanne Meier, langjährige Leiterin und Koordinatorin der IDEM-Aktivitäten erzählt in ihrem Büro im Pflegezentrum,

wie sie zu dieser speziellen Aufgabe gekommen ist: «Mein Engagement bei IDEM kam unerwartet und spontan zustande. Beim Schwatz mit einer Bekannten im Bus wurde die Aufgabe sozusagen an mich herangetragen. Lilly Bolli, die damalige IDEM-Leiterin, wollte zurücktreten und erzählte mir, wie schwierig die Nachfolge zu organisieren sei. Es gibt ja bekanntlich keine Zufälle im Leben, und so hat mich dann das Thema nach Hause begleitet und ist innerlich zur Reife gelangt. Das war vor gut acht Jahren, und ich sage auch heute noch: Es ist ein wunderbarer Job.»

Auf ihre Motivation zur unentgeltlichen freiwilligen Arbeit angesprochen, muss sie sich die Antwort nicht lange überlegen: «Sehr vieles stimmt für mich bei dieser Tätigkeit. Ich bin eigenständig, trage die Verantwortung und muss niemandem Rechenschaft ablegen. Ich wurde per Handschlag eingestellt, ein Vertrag war nicht nötig.»

Bei IDEM sind rund 70 Personen im freiwilligen Einsatz. Das Alter ist durchmischt, viele beginnen im mittleren Lebensabschnitt und bleiben oft lange dabei, zwei Mitarbeiterinnen setzen sich sogar schon seit 36 Jahren für IDEM ein. Susanne Meier kümmert sich um den reibungslosen Einsatzablauf, sie erstellt und koordiniert die Einsatzpläne. «Die meisten





Susanne Meier (linke Seite) hat während acht Jahren die IDEM-Einsätze koordiniert. Nun wird sie von Birgitta Wehrli (rechts) abgelöst. In der Mitte: Lisbeth Muhl im Einsatz (Archivbild 2012). Zu IDEM siehe auch Interview Seite 10.

haben einmal wöchentliche, fest zugeteilte Aufgaben an einem der drei Standorte. Nach Wunsch und Bereitschaft kann das Pensum auch intensiver ausfallen. In der psychiatrischen Langzeitpflege gibt es öfters längere Betreuungsphasen derselben Person, während im Akutspital eher die regelmässig wiederkehrende Aufgabe im Vordergrund steht. Jeden Freitag werden zum Beispiel die stationären Patienten und Patientinnen gefragt, ob sie am Sonntag zum Gottesdienst geholt werden möchten. Ferienabsenzen werden meist gleich durch Absprachen untereinander abgedeckt und geregelt. Die Zuverlässigkeit der Freiwilligen ist sehr hoch.»

Die Koordinatorin leistet selbst nur in Ausnahmefällen, das heisst bei einem unvorhergesehenen Ausfall, praktische Einsätze. Dazu meint sie: «Natürlich muss ich auch wissen, was mein Team macht, deshalb springe ich schon ab und zu ein.» Ein solch spontaner Einsatz ist ihr besonders in Erinnerung geblieben, sie erzählt schmunzelnd: «Durch ein Missverständnis im Kinderhütendienst ergab es sich, dass eines Tages neun Kinder zum Hüten angemeldet waren, jedoch keine Betreuungsperson zur Stelle war. Die Kleinen hielten mich ganz schön auf Trab, dafür erhielt ich aber einen sehr praxisnahen Einblick in die Arbeit dieses Teams.»

Stösst die Freiwilligen-Arbeit auf reges Interesse? Die Koordinatorin ist zufrieden: «Die Rekrutierung gestaltet sich unterschiedlich. Manchmal melden sich genügend Personen, manchmal muss mit einem Inserat nachgeholfen werden, doch im grossen Ganzen gibt es nur selten Engpässe.»

Und wie sieht es mit der Akzeptanz und Zusammenarbeit mit den Fachkräften aus? «Natürlich gibt es Situationen, in denen ich intervenieren muss. IDEM ist im Spital jedoch generell sehr gerne gesehen, und wir werden immer freundlich empfangen, von der Direktion bis zum Portier. Bei den Pflegenden wird der Dienst allgemein geschätzt, insbesondere das zeitintensive Eingeben der Mahlzeiten ist höchst willkommen.»

Wie teilen Sie den Mitarbeitenden ihre Aufgaben zu? «Da spielen verschiedene Faktoren eine Rolle, selbstverständlich der aktuelle Bedarf, wenn möglich nehme ich natürlich auch Rücksicht auf die Fähigkeiten und Wünsche der Freiwilligen.»

IDEM ist im Idealfall ein Geben und Nehmen. Ausser den menschlichen Kontakten und der Dankbarkeit bekommen die Freiwilligen bei jedem Einsatz Kaffee und Kuchen sowie Vergünstigung beim Essen in den Restaurants der Spitäler Schaffhausen. Jährlich werden vier Anlässe organisiert: das Frühlingsgespräch, ein gemeinsamer Anlass mit Austausch von Erfahrungen und anschliessender Geselligkeit, das Grillfest im Sommer, im Herbst eine Weiterbildung und im Dezember das Weihnachtessen.

Dieses Jahresende wird einen organisatorischen Wechsel mit sich bringen. «Frau Meier, wir haben gehört, dass Sie die Aufgabe bald abgeben werden, was bringt die Zukunft?» «Das stimmt», bestätigt Susanne Meier etwas nachdenklich, «ich habe mich entschlossen, definitiv zurückzutreten. Es ist immer noch ein wunderbarer Job, doch man muss seine Zeit erkennen. Ich habe Kinder grossgezogen, IDEM geleitet, jetzt beansprucht mich mein Enkel – man muss auch einen Schlusspunkt setzen können. Bei der Nachfolgeregelung gibt es allerdings eine grundsätzliche Änderung; die GGS hat für Koordinationsarbeit eine 20-Prozent-Stelle geschaffen, was etwa dem jetzigen Pensum entspricht. Doch das ist schwer abzuschätzen, da Freiwillige eben nicht so genau Buch führen über ihre Arbeitsleistung. Mit Birgitta Wehrli konnten wir zum Glück eine Nachfolgerin finden, die im Sekretariat der Rheumatologie die Spitäler Schaffhausen bereits sehr gut kennengelernt hat.»

Damit ist die Zukunft dieses speziellen Freiwilligen-Dienstes vorerst gesichert, eine gute Nachricht für alle Beteiligten.

[www.idem-sh.ch](http://www.idem-sh.ch)



Jean-Claude Eberhart:  
«Wir fühlen uns wohl auf dem Geissberg.»

## Der gegenseitige Respekt wird grossgeschrieben

*Viele Mitarbeitende der Spitäler Schaffhausen gehen täglich daran vorbei und wissen doch nicht recht, wie das ehemalige Personalhaus der Reinigung und Werkstatt an der Geissbergstrasse 89 heute genutzt wird. Das Soziale Wohnen Geissberg im Kurzporträt.*

Von Daniela Strebel

«Es macht mir Spass, dafür zu sorgen, dass die Umgebung des Kantonsspitals sauber ist. Die Patienten schätzen das», sagt Peter Graf\*, als er zu seiner täglichen Reinigungstour aufbricht. Seine Tätigkeit ist Teil des Beschäftigungsprogramms für alle Bewohnerinnen und Bewohner der WG Geissberg, wie man sie vereinfachend nennt. Neben Aufräumarbeiten beinhaltet dieses Programm auch Zügeln, Entsorgen und unterstützende Hauswarttätigkeiten.

Das ehemalige Personalhaus des Kantonsspitals Schaffhausen dient bereits seit mehr als 20 Jahren als Notunterkunft, wie Jean-Claude Eberhart, der Leiter Soziales Wohnen Geissberg, erklärt. Hier befindet sich das Auffangnetz für alle angemeldeten Bewohnerinnen und Bewohner von Stadt und Kanton Schaffhausen, die beispielsweise nach einem Schicksalsschlag, Arbeitslosigkeit, Depression oder Suchtproblemen durch die Maschen unseres Sozialsystems gefallen sind. Die WG Geissberg ist eine Institution der Sozialhilfe, verhindert Obdachlosigkeit und hat ein gegliedertes Wohnangebot, mit dem Ziel, die Bewohnerinnen und Bewohner so zu stabilisieren, dass sie sich selbstständig wieder ins soziale Leben integrieren und auf eigenen Füüssen stehen können.

Die Einrichtung ist für Personen jeden Alters offen. Rund um die Uhr werden die Bewohner von qualifiziertem Fachpersonal betreut, welches Begleitung, Beratung und Unterstützung bietet, aber auch für ein konfliktarmes Zusammenleben besorgt ist. Die Hausordnung wird konsequent durchgesetzt. «Dies bedeutet, dass um 22 Uhr Nachtruhe ist. Alkohol darf erst ab Mittag konsumiert werden. Harte Drinks und Drogen werden in den Gemeinschaftsräumen nicht



Zum Spital gehört eine saubere Umgebung.

geduldet», so Eberhart. «Das Ganze funktioniert sehr gut – selten nur muss ein Hausverbot verhängt werden oder ist die Polizei aufzubieten.» Mit Begeisterung erzählt Jean-Claude Eberhart von seiner Aufgabe. «Mir wird es nie langweilig. Gerade jetzt ist alles im Umbruch, und wir sind daran, neue Beschäftigungsprogramme aufzubauen.» Der gegenseitige Respekt ist für ihn die Grundlage für eine gute Zusammenarbeit und ein friedliches Nebeneinander im Haus, egal wieso jemand die Unterstützung der WG Geissberg benötigt und welche Biografie die jeweilige Persönlichkeit mitbringt.

Unterdessen ist Peter Graf\* von seiner Tour zurück. Zufrieden, etwas Sinnvolles geleistet zu haben. Allerdings: «Ich könnte bereits wieder von vorne beginnen. Vor dem Eingang habe ich bereits wieder erste Zigarettenstummel gesehen ...»

\* Name von der Redaktion geändert.

### Dreiteiliges Wohnangebot

Die **Notunterkunft** ist ein niederschwelliges Angebot, das bei Bedarf kurzfristig verfügbar ist und per sofort wieder verlassen werden kann. Es wird ein minimales Angebot betreffend Hygiene, Ernährung und Lebenshilfe gewährleistet.

Während eines individuell definierten Zeitraums finden Personen eine Wohngelegenheit und Hilfe auf der **Durchgangsstation**. Ziel ist es jeweils, eine Anschlusslösung zu finden (z. B. eigene Wohnung, Therapieplatz) und die Menschen so zu stabilisieren, dass sie sich selbstständig wieder ins soziale Leben integrieren und auf eigenen Füüssen stehen können. Die sogenannte Pension bietet Wohnraum für unbegrenzte Zeit, die Bewohnerinnen und Bewohner sind mit einem Mindestmass an sozialen Kontakten, sozialer Kontrolle und professioneller Begleitung betreut.





Lauter zufriedene Gesichter bei Verkäufern und Kunden.

## Ungarbühl-Bazar läutet die Weihnachtszeit ein

Nur noch historisch versierte Schaffhauser wissen, wo einst das Männerheim Schönhalde gestanden ist. Dort nämlich, wo sich zwischen 1893 und 1975 das Kinderspital Schaffhausen befand und wo nun das Ungarbühl zu Hause ist. Die Stiftung Ungarbühl ermöglicht erwachsenen Menschen mit einer Entwicklungsbeeinträchtigung ein Wohnen und Arbeiten, das ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten entspricht.

Besonders befriedigend ist es natürlich, wenn man seine Produkte persönlich verkaufen kann. Das Ungarbühl, an der Ungarbühlstrasse 12/14, am Rande des Niklausenquartiers gelegen, macht dies einerseits am Ostermarkt auf dem Fronwagplatz und andererseits bereits seit 1979 im November im Kantonsspital Schaffhausen. Damit die ganze Aktion – wie bisher immer – ein grosser Erfolg wird, leisten viele Frei-

willige einen wichtigen Beitrag. Gute Geister basteln oder stricken ebenfalls Produkte, die Schaffhauser Landfrauen liefern täglich frische Backwaren, und die Inner-Wheel-Frauen helfen beim Verkauf. Der Erlös ist wichtig, aber mindestens so wichtig sind die leuchtenden Augen des Ungarbühl-Teams. Die Stiftung Ungarbühl wird von Markus Malagoli als Nachfolger von Willi Häring präsiert. (schi)





# Ganz Ohr sein



Das Seelsorge-Team der Spitäler Schaffhausen (von links): Ingo Bäcker, Andreas Egli, Ariane Van der Haegen sowie Andrea Honegger und Wolfram Kötter.

## Seelsorge – was ist das eigentlich?

*Ariane Van der Haegen* Für mich ist Seelsorge in erster Linie ein helfendes Gespräch. Dieses Gespräch kann, muss aber nicht zwingend religiöse Inhalte haben. Aber es findet statt vor dem Hintergrund eines bestimmten Menschenbildes: Ich möchte den Menschen als «Ganzes» sehen.

Als Seelsorgerin habe ich allerdings auch immer eine bestimmte Rolle. Etwas vereinfacht gesagt: Wenn ich mit einem Patienten oder einer Patientin ein Gespräch führe, schwingt oft auch die Hoffnung mit, dass Gottes gutes Wirken zum Tragen kommt.

*Wolfram Kötter* Mein Gegenüber vorbehaltlos anschauen – das ist meine Grundhaltung als Seelsorger. Ich will signalisieren: Mich interessiert deine Lebensgeschichte, deine Lebenssituation. Es ist allerdings auch wichtig, die Grenzen von Seelsorge einzusehen und im konkreten Fall zu erkennen. Manchmal können andere Fachpersonen besser helfen.

*Andrea Honegger* Ein erster Schritt in der seelsorglichen Begegnung ist das aufmerksame Zuhören. Ich versuche, die Situation meines Gegenübers ganzheitlich zu verstehen. Besonders wichtig ist mir, dass ich den Menschen nichts uberstulpe, sondern mit ihnen gemeinsam nach ihrem Weg suche. Manche Patienten wünschen ein kleines Ritual, ein Gebet, einen Segen – das sind oft eindrückliche und stärkende Momente in der Seelsorge.

## Und andere Konfessionen und Religionen?

*Andreas Egli* Für Gespräche mit Patientinnen und Patienten aus anderen Konfessionen und Religionen bin ich sehr offen,

falls sie selbst es wünschen. Es kommt relativ häufig vor, dass ich mit Personen spreche, die der katholischen Kirche angehören. Gespräche mit Menschen anderer Religionen geschehen eher punktuell. In der Theorie gehört es zu meinen Aufgaben, auf Wunsch einen Kontakt zu Geistlichen der jeweiligen Religion herzustellen. In der Praxis stelle ich fest, dass Patientinnen und Patienten aus anderen Kulturen meist von Angehörigen ihrer Familie betreut werden – oft eine Grossfamilie.

*Andrea Honegger* Da wir in der Psychiatrie stations- und nicht konfessionsbezogen arbeiten, spielt die Konfession meines Gegenübers eine eher untergeordnete Rolle für mich. Ich begegne den Patienten mit einer offenen Haltung und schaue, woher sie ganz persönlich ihre Kraft beziehen. Auch Patientinnen und Patienten anderer Religionen sind mir in der Seelsorge herzlich willkommen; manchmal besteht allerdings eine Zurückhaltung von deren Seite.

*Andreas Egli* Eine andere Frage stellt sich, wenn Patientinnen und Patienten keiner Religion angehören oder aus einer der christlichen Landeskirchen ausgetreten sind. Manche gehören danach einer Freikirche an. Solche Menschen sind oft bereit, mit einem Spitalseelsorger zu reden, auch wenn der von der Landeskirche angestellt ist.

*Ingo Bäcker* Ich finde es immer wieder spannend, mit Menschen zu reden, die gar nichts mit Kirche, Religion und Glauben «am Hut haben». Woher nehmen solche Personen Kraft und Hoffnung – gerade in der oftmals ja schwierigen Lebenssituation, die sie ins Spital geführt hat? Missionieren ist dann



weder meine Sache noch meine Aufgabe, sondern ich versuche, die vorhandenen Kräfte im einzelnen Menschen in der Begegnung zu fördern und zu bestärken. Ich denke, unser wichtigstes Organ ist vermutlich das Ohr und erst in zweiter Linie unser Mund.

### Viele Freiwillige engagieren sich

*Wolfram Kötter* Freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schaffen im Grunde einige der Rahmenbedingungen dafür, dass wir unsere Seelsorge-Arbeit gut machen können. Wenn es das Freiwilligen-Team im Pflegezentrum nicht gäbe, kämen sehr viel weniger Personen zum Gottesdienst. Und das gilt für alle Standorte.

*Andreas Egli* Etwas vom Wertvollsten, was Freiwillige tun, ist «Zeit schenken». Diesen Wert kann man gar nicht hoch ge-

nug ansetzen. Das ist allerdings für uns Seelsorgende auch ein Grund, die Freiwilligen-Arbeit wertzuschätzen: durch verschiedene Zeichen eines «Dankeschöns» und nicht zuletzt durch gute Weiterbildungsangebote. Es ist wichtig, dass wir unsererseits Zeit für die Freiwilligen haben. Der Austausch mit den Freiwilligen ist ja auch hochinteressant. Einerseits handelt es sich um Persönlichkeiten, die aus ihrer eigenen Lebensgeschichte viele wertvolle Erfahrungen mitbringen. Andererseits machen sie ja auch deswegen bei uns mit, weil man hier über Themen reden kann, für die es sonst weniger Gelegenheiten gibt: Krankheit, Endlichkeit, Abschied, ethische Fragen und manches andere.

*Zusammenstellung des Gesprächs: Ingo Bäcker*



Die Seelsorgerinnen und Seelsorger dürfen auf ein grosses Freiwilligen-Team zählen. Hier eine «kleine Auswahl», stellvertretend für alle rund 150 Helferinnen und Helfer.

Was an dieser Stelle auch noch zu sagen ist: Die Spitalseelsorgenden gehören zu den wenigen Mitarbeitenden im Spital, die nicht Angestellte der Spitäler Schaffhausen sind. Sie sind vielmehr Angestellte ihrer jeweiligen Landeskirche. Die Spitäler Schaffhausen stellen allerdings die Infrastruktur für die Seelsorge-Arbeit zur Verfügung: Büros, Computer usw. Eine gute Partnerschaft, die sich bewährt.



# «Wir erleben eine hohe Wertschätzung und

*Brita Wehren und Claudia Sigg sind Freiwillige zur Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden der Sitzwache der Spitalseelsorge – und Hedi Kessler ist Mitglied des IDEM-Teams (Im Dienste eines Mitmenschen). Das sympathische Trio kümmert sich in seiner Freizeit um bedürftige Patientinnen und Patienten.*

Von Kurt Pfister

**Brita Wehren und Claudia Sigg, Sie beide opfern viel Zeit für die Sitzwache bei Sterbenden und Schwerkranken. Warum?**

Brita Wehren: *«Ich bin seit rund einem Jahr dabei. Für mich ist es eigentlich eine logische Entwicklung in meinem Leben. Ich war lange Jahre in medizinischen Bereichen tätig. Dadurch habe mich bereits früher mit den Themen Kranksein und Sterben auseinandergesetzt. Mit zunehmendem Alter und durch ein Ereignis im familiären Umfeld wurde diese Auseinandersetzung intensiviert und hat schliesslich zu diesem Entscheid geführt.»*

Claudia Sigg: *«Bei mir sind es jetzt etwas mehr als zwei Jahre. Zu Beginn hatte ich rein berufliche Gründe, denn ich benötigte für meine Arbeit ein Zertifikat in Palliative Care. Den praktischen Teil der Ausbildung absolvierte ich hier in den Spitälern Schaffhausen. Nach Abschluss der Ausbildung gab es aus meiner Sicht ganz einfach keinen Grund, hier nicht weiter als Teil des Teams wertvolle Freiwilligen-Arbeit zu verrichten ...»*

**Und Sie, Hedi Kessler, besuchen schon seit 34 Jahren jeweils freitags das Spital und fragen nach, wen Sie am Sonntag in die Kirche begleiten können. Wie ist es dazu gekommen?**

Hedi Kessler: *«Damals suchten sie junge Menschen, um Betroffene für die Messe abzuholen. Meine Kinder haben sich ge-*



Sie erfahren für ihre Arbeit Wertschätzung (von links): Claudia Sigg, Brita Wehren und Hedi Kessler.

*meldet, mein Mann war bereits seit neun Jahren dabei, und so bin auch ich als Begleitperson reingerutscht und gerne geblieben ...»*

**Wo sehen Sie den Sinn in Ihrem Engagement?**

Claudia Sigg: *«Während der Sitzwache schenken wir den Betroffenen Zeit und unsere Anwesenheit. Das ist in meinen Augen eine echt sinnvolle Beschäftigung.»*

**Und wo sehen Sie Ihre persönlichen Stärken für Ihr Engagement?**

Brita Wehren: *«Neben dem Mitgefühl ist wohl Flexibilität eine unserer grossen Stärken. Die Sitzwache findet jeweils während der Nacht statt und wird immer sehr kurzfristig organisiert.»*

Hedi Kessler: *«Eine meiner Stärken sehe ich darin, dass ich die Menschen nicht zum Gottesdienst überreden will, sondern dass ich mir einfach die Zeit nehme, um mit ihnen zu reden, und ihnen auch gut zuhören kann.»*

**Wo holen Sie die Kraft für Ihre Einsätze?**

Hedi Kessler: *«Ich habe in meinem Leben schon sehr viel erlebt, was mir heute noch Kraft gibt. Als ich noch ein Kind war, wurden wir beispielsweise aus unserer damaligen Heimat vertrieben. Selbst der Leidensweg meines inzwischen verstorbenen Mannes hat mir durch seinen unerschütterlichen Optimismus noch Kraft gegeben.»*

Claudia Sigg: *«Mein Glaube hilft mir, wie auch meine Familie, die mir Verständnis entgegenbringt und mir Rückhalt gibt. Zudem schaue ich stets gut zu mir und meiner Gesundheit und hole mir unter anderem bei der Arbeit im Rebberg neue Energie.»*

Brita Wehren: *«Für uns alle ist ein intaktes soziales Umfeld sehr wichtig. Nur wenn es uns gut geht, finden wir auch die nötige Ruhe für unsere Einsätze. Viel Kraft und Energie schöpfe ich persönlich beispielsweise aus der klassischen Musik.»*

**Was gefällt Ihnen an Ihrem Engagement?**

Brita Wehren: *«Die direkte und ehrliche Wertschätzung von den Angehörigen.»*



## viel Dankbarkeit»



Claudia Sigg: «Dem kann ich nur zustimmen – und vielleicht noch anfügen, dass wir ebenfalls die Dankbarkeit des Personals gut spüren, welches wir während den langen Nächten auch etwas entlasten können.»

Hedi Kessler: «Wie zufrieden und dankbar die Kirchgänger sind, wenn wir sie nach dem Gottesdienst wieder abholen.»

### Kurz und bündig

#### Ich freue mich, wenn ...

Claudia Sigg: «... alles so kommt, wie es soll.»

Hedi Kessler: «... alle in meinem engen Umfeld gesund sind und eine Arbeit haben.»

Brita Wehren: «... mich die Sonne anlacht.»

#### Für mich das Wichtigste im Leben ist ...

Hedi Kessler: «... wenn es der Familie gut geht.»

Brita Wehren: «Diese Aussage gilt auch für mich!»

Claudia Sigg: «... wenn ich mit dem, was ich mache, zufrieden bin.»

#### Ich habe absolut kein Verständnis für ...

Claudia Sigg: «... Streit.»

Brita Wehren: «... Vorurteile.»

Hedi Kessler: «... Intoleranz.»

## Engagement in der Betriebsfeuerwehr und bei der Heilsarmee



Trifft den richtigen Ton: Medizinaltechniker Urs Rutishauser.

«Als kleiner Junge wollte ich unbedingt Lokomotivführer oder Feuerwehrmann werden. Dass ich in der Betriebsfeuerwehr der Spitäler Schaffhausen als Atemschutz-Soldat eintreten und später sogar die Aufgabe als Kommandant übernehmen konnte, kommt also einem Bubentraum gleich. Dies ist eine äusserst spannende und vielseitige Aufgabe, welche mir immer wieder innere Befriedigung gibt. In dieser Funktion hatte ich auch die Möglichkeit, mich am Aufbau des Sicherheitsdispositivs für Grossereignisse zu beteiligen und dieses immer wieder den neuen Verhältnissen anzupassen.

Aufgrund meines Interesses für Technik absolvierte ich zunächst eine Lehre als Elektromechaniker. Den Rest verdanke ich ... dem Militär. Während meiner Militärdienste bei den Sanitätstruppen entdeckte ich, wie spannend die Medizinaltechnik ist, weshalb ich nach dem Studium als Elektroingenieur ein entsprechendes Nachdiplomstudium besuchte. 1984 kam ich als Medizinaltechniker ins Kantonsspital, wo ich mich bis heute sehr wohlfühle. In meiner Freizeit bin ich ein begeisterter Bergwanderer. In der freien Natur, zum Beispiel auf einer Gletschertour auf den Piz Palü, kann ich mich am besten erholen.

Zur Heilsarmee bin ich durch mein Interesse an der Blasmusik gekommen. Mein älterer Bruder spielte dort Posaune, und so habe ich auch begonnen, Cornet-Unterricht zu nehmen. Was genau die Heilsarmee ist, wusste ich damals als Viertklässler noch nicht so genau. Aber ich fühle mich nun dort seit vielen Jahren zu Hause. Hier gibt es sehr vielfältige Möglichkeiten, sich zu engagieren. Es macht mir immer wieder Freude, bei verschiedensten Projekten mitzuarbeiten, aber auch an Anlässen mit der Bläsergruppe zu musizieren – speziell jeweils in der Adventszeit, wenn die Topfkollekte in der Stadt durchgeführt wird, wo wir den Zuhörern Freude bereiten und überdies Geld für unsere sozialen Projekte sammeln können.»

[www.heilsarmee-schaffhausen.ch](http://www.heilsarmee-schaffhausen.ch)





Die Schaffhauser Delegation in Togo (von links): Gion Rüegg, Franz Skrinjar, Charles Adjety, Christina Keller, Bruno Hüttenmoser und Wolfgang Steinke.

## Hilfe zur Selbsthilfe in Togo

*Die Tätigkeit des von Anästhesiepfleger Charles Adjety gegründeten Vereins Togo-Assist ist vielen Mitarbeitenden bekannt. So bekannt, dass man kaum glauben mag, dass der letzte Artikel über Togo-Assist nicht im radius, sondern 2005 in der Vorgängerzeitung Input erschienen ist.*

Von Andreas Schiendorfer

Was wissen Sie über Togo? Da wütet gerade die Ebola-Seuche, würden an einer Strassenumfrage in Zürich die einen behaupten, obwohl dort bis Mitte November glücklicherweise kein einziger Fall bekannt geworden ist. Ein mausarmer afrikanischer Staat mit wenig entwickelten demokratischen Strukturen, hoher Korruption und massiven Menschenrechtsverletzungen würden in Bern andere ergänzen, weil man mit dieser Aussage meist richtigliegt. Fussballfans in Basel würden sich vielleicht daran erinnern, dass Togo mit dem Ballartisten Adebayor an der Weltmeisterschaft 2006 gegen die Schweiz gespielt hat. Aber sonst ist der westafrikanische Kleinstaat in der Schweiz wohl nahezu unbekannt. Ausser in Schaffhausen – dank zweier Hilfswerke.

Der Bauer und Maler Josef «Seppel» Gnädinger (1919–2000) weilte von 1965 bis 1982 als Entwicklungshelfer und Laienmissionar im Dörfchen Bombouaka im Norden Togos. Hier schuf er einen wesentlichen Teil seines bis heute geschätzten künstlerischen Werks und berichtete seinen Schaffhausern in privaten und öffentlichen «Rundbriefen» über das Leben in der Sahelzone. Mit seinem etwas älteren Künstlerfreund Franz Schoch, an dessen Krippenfiguren auf dem Fronwagplatz man sich sicher noch erinnert, unterstützte er seine zweite Heimat auch nach seiner Rückkehr in die Schweiz während vieler Jahre mit Enthusiasmus und mit Erfolg, weil die katholische Kirche, so etwa der Bischof von Dapaong, bei den Projekten nach dem Rechten sieht. Heute führt die 2002 gegründete Stiftung Josef Gnädinger die Entwicklungshilfe

in Savanes, der nördlichsten Provinz Togos, weiter. Das Museum zu Allerheiligen zeigt noch bis zum 8. März 2015 eine Ausstellung über das Lebenswerk von Josef Gnädinger.

### Jedes Hilfswerk braucht einen Motor

Rund 450 bis 600 Kilometer weiter südlich wirkt der im Februar 2003 entstandene Verein Togo-Assist in den Provinzen Plateaux (mit der Stadt Kpalimé) und Maritime (mit der Hauptstadt Lomé). Jahrelang wurde Togo-Assist von Rolf Hauser geleitet, nun präsidiert ihn Dr. Wolfgang Steinke, von 2000 bis 2007 Oberarzt am Kantonsspital. Dies macht Sinn, denn Steinke war nicht nur für seinen Verein schon öfters in Togo im chirurgischen Einsatz, sondern wirkte zuvor auch für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz im Sudan, in Kamerun und in Togo. «Das Herz und der Motor des Vereins ist eindeutig Charles Adjety. Ohne seinen Einsatz, seine Ortskenntnisse und seine vielfältigen Beziehungen könnten wir keine nachhaltige medizinische Hilfe leisten», betont Steinke, der im November 2013 zusammen mit Christina Keller, Bruno Hüttenmoser, Franz Skrinjar, Gion Rüegg und natürlich Charles Adjety einen chirurgischen Hilfseinsatz in Togo leistete.

Charles Adjety weiss selbst am besten, wie wichtig es ist, in Togo auf Vertrauensleute zählen zu können. Trotzdem hört er das ehrlich gemeinte Lob gar nicht so gern. «Man darf daraus nicht schliessen, dass ich meine Arbeit am Kantonsspital nicht ernst nehme», stellt er klar. «Meine beruflichen hundert Prozent gehören ganz klar den Spitälern





Zwei Schaffhauser Teams operierten viele minderbemittelte Togolesen.



Ohne Bildung ist keine nachhaltige Entwicklung möglich.

Schaffhausen, meine freizeithlichen hundert Prozent ebenso klar der Hilfe zur Selbsthilfe in Togo.»

### Als Privilegierter Afrika etwas zurückgeben

Weil Adjetej weiss, dass er im Vergleich zu den allermeisten seiner Landsleute ein privilegiertes Leben führen darf, möchte er Afrika etwas von dem, was er in Europa lernt und verdient, zurückgeben. «Ich durfte mich in Heidelberg als Krankenpfleger und Anästhesiepfleger ausbilden», erzählt er in sehr gutem Deutsch. «Dann, 1980, entschied ich mich, nicht nach Togo zurückzukehren, sondern mich in Schaffhausen beruflich weiterzuentwickeln. Nun bin ich bald 35 Jahre hier und weiss das sehr zu schätzen.» Dem Wahl-Begginger stehen 2015 aber grosse Veränderungen bevor. Er möchte sich vorzeitig pensionieren lassen, um seine Projekte besser fördern zu können.

«Natürlich sind wir dankbar für jede Spende», beginnt er seine Philosophie zu erklären, «und wenn wir grössere Beträge erhalten wie dank des Schaffhauser Preises für Entwicklungszusammenarbeit 2009, der Bettagsaktion 2010 oder der Radio-Munot-Weihnachtsaktion 2011, dann wissen wir ganz genau, wie wir das Geld einsetzen wollen. Aber nicht das Geld entscheidet, sondern das Know-how, die Bildung und auch das persönliche Beispiel. Mit Geld allein können wir die Menschen in Togo nicht befähigen, sich selbst zu helfen.»

Zweimal jährlich reist er deshalb mit einer Hilfsgruppe nach Togo, im Frühjahr mit Handwerkern, im Spätherbst mit Medizinerinnen. Die Schaffhauser schauen dabei, dass die Einheimischen möglichst viel selber machen, und geben den Berufsleuten und vor allem den Lehrlingsausbildnern wertvolle Tipps. Mittlerweile werden dank Togo-Assist in Lomé Mechaniker, Schneiderinnen, Köche, Elektriker, Maurer und Schreiner ausgebildet. Togo-Assist sorgt für die nötige Infrastruktur und stellt den Lernenden Material, medizinische Betreuung und schulische Ausbildung sicher.

Etwa 160 Kilometer von Lomé entfernt hat Charles Adjetej in Nyive einen mustergültig funktionierenden Landwirtschaftsbetrieb gegründet und nicht weit davon entfernt, in Lovikope, ist den Einheimischen der Bau von zwei schlichten

Schulhäusern ermöglicht worden, deren Infrastruktur nach und nach ergänzt wurde – um eine Küche, eine Bibliothek und sogar ein Klo, beinahe nach westlichem Standard. Um dieses werden die Schüler derart beneidet, dass nun auch das Dorf selbst eines erhalten soll.

Noch ist etwas Entscheidendes nicht erwähnt. Charles Adjetej ist ein Meister im Organisieren von Geräten und Einrichtungen, die bei uns ausgemustert werden, in Togo aber noch für viele Jahre ihren Dienst tun. Jedes Jahr lässt er einen Container mit 36 Tonnen Hilfsgütern nach Afrika verfrachten, wo Vertrauensleute sicherstellen, dass die Güter auch wirklich ihren Bestimmungsort erreichen.

### Mobile Klinik made in Schaffhausen

«Medizinische Hilfe funktioniert in Afrika nur von einem Basis-spital aus», erklären Steinke und Hüttenmoser abschliessend. «Während Jahren arbeiteten wir mit dem Bethsedas-pital in Kpalimé zusammen. Doch nach einem Wechsel in der Direktion war die Vertrauensbasis nicht mehr da. 2013 konnten wir aber eine vielversprechende Partnerschaft mit einem Privatspital in Lomé beginnen.» Die Schaffhauser operieren hier Patienten, die sich eine Behandlung nicht leisten können (so etwas wie eine Krankenkasse gibt es nicht), die Klinik stellt die wichtige Nachbetreuung sicher. Darauf aufbauend, möchte Togo-Assist ab 2015 mit einer mobilen Klinik, einem ausgedienten Rettungswagen der Spitäler Schaffhausen, auch der Landbevölkerung medizinische Hilfe leisten. [www.togo-assist.ch](http://www.togo-assist.ch)



# In Afghanistan sehnen sich die Menschen nach Frieden



Thomas Achermann vor malerischer Kulisse.

*Im Frühjahr 2014 leistete Thomas Achermann, Pflegefachmann auf der Abteilung A2 im Psychiatriezentrum Schaffhausen, einen zweimonatigen Hilfseinsatz für die Afghanistanhilfe Schaffhausen. Wie er in seinem Bericht schildert, klappte dabei witterungsbedingt nicht alles wunschgemäss. Trotzdem ist der nächste Einsatz bereits fest eingeplant.*

Von Thomas Achermann

Wer Afghanistan hört, denkt unweigerlich an Männer mit zerzausten Bärten, einem Turban auf dem Kopf und einer Kalaschnikow oder Panzerfaust in der Hand. Denkt an Frauen, versteckt unter langen blauen Burkas, wo sogar das Blickfeld mit einem gitterartigen Gewebe verdeckt ist. Doch wer sich näher mit Afghanistan befasst, merkt schnell, dass sich die Bewohner um das Hindu-kusch-Gebirge nach dauerhaftem Frieden sehnen und sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten für ein besseres Morgen einsetzen. Ich hatte die Chance, im April/Mai 2014 für zwei Monate nach Afghanistan zu reisen, und bin um viele Eindrücke über das Land und die dort lebenden Menschen reicher in die Schweiz zurückgekehrt.

Die Vorbereitungen hatten unter tatkräftiger Mitwirkung von Michael Kunz, dem Präsidenten der Afghanistanhilfe Schaffhausen, fast ein Jahr gedauert. Doch wenige Tage vor meiner Abreise berichtete die Shuhada-Organisation, dass die bis auf 4000 Meter hinaufführende Passstrasse zum Provinzspital in Jaghori/Ghazni wegen des anhaltenden Winters unbefahrbar sei und eine Umfahrung aus Sicherheitsgründen nicht infrage komme. So unterrichtete ich die ersten fünf Wochen meines Einsatzes am Abend Englisch in einem der drei Waisenhäuser, welche von der Afghanistanhilfe Schaffhausen und der Shuhada-Organisation betrieben werden, und am Tag besuchte ich diverse Hilfsprojekte rund um Bamyan.



Gruppenbild mit Vreni Frauenfelder und Michael Kunz.



Thomas Achermann im Dialog.



Abgelegene Klinik in Ghorab.



Spitaldirektor Dr. Jawas mit seiner Ehefrau.

Für die letzten zwei Wochen reisten weitere Mitglieder der Afghanistanhilfe Schaffhausen, darunter die 87-jährige Vreni Frauenfelder, nach Bamyan, um die jährliche Inspektion der Projekte durchzuführen. Nun wurde beschlossen, trotz Schnee und schlammigen Strassen doch noch nach Jaghori ins Zentralgebirge zu reisen, um dem Provinzspital das erste Ambulanzfahrzeug persönlich zu übergeben. Dazu mussten allerdings 20 Männer in mühsamer und gefährlicher Nacharbeit eigens die

Strasse freischaufeln und den Pass befahrbar machen.

## Schule und Englischunterricht

War ich zunächst enttäuscht darüber, dass ich nicht sofort ins Provinzspital reisen konnte, so wurde ich dadurch getröstet, dass ich so Einblick in einen weiteren wichtigen Bereich der Hilfe zur Selbsthilfe durch die Afghanistanhilfe Schaffhausen nehmen konnte. Denn für eine nachhaltige Verbesserung der Zustände ist es unerlässlich,



dass möglichst viele Kinder eine gute und ihnen angepasste Bildung erfahren dürfen.

Im Normalfall gehen die Kinder vom 7. bis zum 18. Lebensjahr zur Schule. Jungen und Mädchen erhalten ihren Unterricht getrennt, vor- beziehungsweise nachmittags. Trotzdem kann es sein, dass ein Lehrer bis zu 60 Kinder gleichzeitig unterrichtet. Die Schaffhauser unterstützen einige Schulen, indem sie Stühle und Bänke finanzieren, Lehrergehalte bezahlen oder Bibliotheken einrichten. Meine Klasse bestand



Mädchenschule in Jaghori.



Hebamme im geplättelten Gebärsaal.

aus acht bis zehn Waisenkindern fortgeschrittenen Alters. Mit diesem zusätzlichen Unterricht wollten sie ihr Englisch verbessern, um so die Chance, später bei einer Universität angenommen zu werden, zu vergrößern. Deshalb waren die Schüler ausgesprochen motiviert und, wie mir auffiel, auch sehr diszipliniert. Da sie eine Menge über die Schweiz, Europa und überhaupt das westliche Leben erfahren wollten, dauerten die Gespräche oft weit über die reguläre Lektion hinaus bis zum Nacht-

essen, das in Afghanistan erst um 20 Uhr eingenommen wird.

### Medizinische Kliniken

In einigen abgelegenen Dörfern haben die Shuhada und die Afghanistanhilfe Schaffhausen einfache Kliniken eingerichtet. Die dort lebenden Menschen sind in den Wintermonaten durch Schnee und Lawinen völlig von der Aussenwelt abgeschnitten, und es ist auch sonst nahezu unmöglich, im Notfall das Spital in einer grösseren Stadt rechtzeitig zu erreichen. Die Kliniken, welche ich besuchte, sind schlicht



Operation im Spital von Jaghori.

gebaut, aber mit dem Nötigsten ausgestattet. Nur im Gebärsaal sind der Boden und die Wände mit Fliesen versehen. Ein Ofen in der Mitte jedes Raumes spendet in den kalten Wintermonaten Wärme. Die Einrichtung ist auch hier sehr einfach, aber es hat, was es braucht. Betrieben werden solche Kliniken meist durch ein Arzt-Krankenschwester-Ehepaar, das in der Klinik selbst wohnt und deshalb während 24 Stunden am Tag einsatzbereit ist. Wenn möglich wird auch noch ein Guard für einfache Hilfsdienste angestellt.

### Provinzspital Jaghori

Das gegenwärtig grösste Projekt mit Schaffhauser Beteiligung ist das Provinzspital Jaghori. Nach dem Wegfall der Unterstützung durch ein norwegisches Hilfswerk drohte dem Spital 2011 die Schliessung. Kurzerhand sicherte die Afghanistanhilfe Schaffhausen eine Vervierfachung der bestehenden Unterstützung zu. Die Finan-

zierung des Shuhada-Spitals stellt allerdings für die Afghanistanhilfe Schaffhausen selbst ebenfalls eine riesige Herausforderung dar und hat zuletzt zu negativen Jahresabschlüssen geführt. Mein Augenschein hat mir aber bestätigt, dass sich dieser Sondereinsatz auf jeden Fall lohnt. Aus nicht weniger als sechs verschiedenen Distrikten und drei Provinzen reisen die Kranken über die holperigen und schwer befahrbaren Strassen nach Jaghori, um im Spital medizinische Hilfe zu bekommen. Im Eingangsbereich steht eine Vitrine mit Fotos von



Ein Spitalzimmer für Frauen.

verschiedenen Operationen, welche im Spital schon durchgeführt worden sind. Auf mich wirkte diese Sammlung eher skurril und abschreckend, doch zeigt man hier eben gerne und voller Stolz das Können der Chirurgen.

Eine Holzterrasse führt ins obere Stockwerk, auf welchem sich links die Zimmer der Frauen befinden und rechts jene der Herren. Die Patienten erholen sich auf rostigen Stahlbetten, und Infusionsständer aus Metall sind Mangelware. Oft hängt die Kochsalzlösung einfach an einem Haken, angeschraubt an einem selbst gezimmerten Holzständer.

Meist sitzt ein Angehöriger neben dem Bett und reicht dem Patienten Wasser, leistet ihm Gesellschaft oder ruft die Krankenschwester, welche nicht wie bei uns nach einem Knopfdruck angerufen kommt. Auf dem Nachttisch neben dem Bett liegen zusammengeheftete Papiere, auf welchen die Untersuch-

ungen und die Diagnose dokumentiert sind. Alles sehr einfach, aber es funktioniert.

Eine Krankenschwester ist jeweils für ein Zimmer zuständig, in welchem bis zu zehn Patienten liegen. Ihr steht keine Hilfskraft zur Verfügung, Zeit für die Unterstützung bei der Körperpflege oder Mobilisation besteht deshalb kaum. Eine Pflegeperson und ein Arzt arbeiten jeweils die ganze Nacht hindurch und hoffen, dass sie dabei doch noch ein wenig zum Ruhen kommen, da sie am Vor- und am Folgetag ihre normale Schicht leisten müssen.

Hinter dem Hauptgebäude befindet sich der ambulante Untersuchungs- trakt mit EKG, Ultraschall, Impfzimmer, Röntgenapparat, Labor und drei Untersuchungszi- mern. Bevor ein Patient einen Arzt kontaktieren kann, muss er sich aber wie bei uns anmelden und im Vorhof warten, bis der Guard ihn aufruft. Über 140 Patienten am Tag werden von einem Kinderarzt, einer Frauenärztin und einem Allgemeinmediziner untersucht. Während der Wartezeit werden sie in einem Zelt über Krankheiten, Hygiene, Prophylaxen und Familienplanung informiert.

Unter für uns schwer vorstellbaren Bedingungen werden im Jahr rund 37 000 Patienten ambulant behandelt, rund 700 Patienten operiert und 1300 Kinder zur Welt gebracht. Im Gespräch mit dem Pflegepersonal ist mir klar geworden, wie stolz sie auf ihr Spital sind, da dieses für afghanische Verhältnisse sehr gut eingerichtet ist und einen so guten Ruf genießt, dass die Menschen von weit her anreisen, um sich behandeln zu lassen. Allerdings würden sich die 46 Mitarbeitenden personelle Unterstützung wünschen, da sie täglich von Hilfe suchenden Patienten geradezu überrannt werden.

Eine weitere, mich sehr beeindruckende Besonderheit des Spitals ist die eth-

nische Durchmischung seines Personals. Der Spitaldirektor ist ein Hazara, der Chefarzt jedoch ein Paschtune. Sie gehören also zwei Volksgruppen an, die sich noch vor einigen Jahren gnadenlos bekämpft haben. Auch das restliche Pflegepersonal und die Patienten sind ethnisch durchmischt. Für das Pflegepersonal ist es selbstverständlich, keine Patientin und keinen Patienten zu bevorzugen oder zu diskriminieren. Dies zeigt sich auch an der gemischten Zimmereinteilung und den Warteschlangen vor den Untersuchungszi- mern.

### Unsere Hilfe macht Sinn

Vor und zu Beginn meiner Reise hatte ich noch erhebliche Bedenken bezüglich des künftigen Schicksals dieses Landes, denn mein Urteil wurde allein durch die Bilder aus den Medien bestimmt. Doch schon nach wenigen Tagen verschwand diese Unsicherheit, und ich begegnete überaus gastfreundlichen und hoffnungsvollen Menschen, die sich über die Unterstützung und das Vertrauen der angereisten Ausländer sehr freuten und sich auch für das Geschehen im Ausland interessierten. Anfangs nahm ich nur Armut, Zerstörung und Elend wahr, doch mit der Zeit bemerkte ich, wie daneben mehr und mehr die Hoffnung in den jungen Menschen aufkeimt und wie mit grosser Zuversicht und Zukunftsglauben geplant, gearbeitet und gebaut wird. Die Müdigkeit aufgrund des langen Kriegs scheint zumindest teilweise überwunden zu sein, und die Hoffnung auf ein besseres Morgen ist spürbar. Gerade das Beispiel des Bezirksspitals Jaghori zeigt, dass in Afghanistan ein friedliches Zusammenleben der verschiedenen Ethnien möglich ist. Diese Erkenntnis verstärkt meinen Optimismus, dass auch nach Abzug der internationalen Truppen ein blutiges Wiederausbrechen des Kriegs vermieden werden kann. Umso wichtiger sind allerdings die Hilfeleistungen aus der Schweiz. Sie sind aus meiner Sicht mehr als nur ein Tropfen

auf einen heissen Stein. Sie geben den Menschen in Afghanistan über das rein Materielle hinaus die Kraft, sich für den Frieden und die Entwicklung des Landes einzusetzen. Deshalb bin ich selber fest entschlossen, bei passender Gelegenheit wieder für einen Einsatz nach Afghanistan zu reisen.



Besuch im Kantonsspital: Dr. Sima Samar, Vreni Frauenfelder und Michael Kunz.

### Wirksame Hilfe vor Ort

In seinem neusten Buch «Die Logik der Waffen» schreibt der bekannte deutsche Journalist Ulrich Tilgner: «Dabei gibt es Beispiele, dass in Afghanistan trotz der schwierigen Bedingungen Hilfsprojekte gebaut und mit Erfolg betrieben werden. (...) In der Schweiz ist vor allem die Arbeit der «Afghanistanhilfe Schaffhausen» zu nennen.» Der Schlüssel zum Erfolg der Schaffhauser ist die enge partnerschaftliche Zusammenarbeit mit Dr. Sima Samar, Trägerin des Alternativen Nobelpreises 2012, und ihrer Hilfsorganisation Shuhada. Wenige Tage vor der internationalen Ehrung in Stockholm besuchte Sima Samar das Kantonsspital Schaffhausen in Begleitung von Vreni Frauenfelder, Gründerin und Ehrenpräsidentin der Afghanistanhilfe Schaffhausen, sowie von Präsident Michael Kunz. Die Beziehungen reichen indes viele Jahre weiter zurück. Dr. Armin Jucker, Chefarzt Radiologie 1965–1993, förderte seit 1975 die Tätigkeit von Vreni Frauenfelder und gehört dem Verein Afghanistanhilfe Schaffhausen immer noch als engagiertes Vorstandsmitglied an. Er sorgte beispielsweise dafür, dass nach 1986 einzelne Afghanen in Schaffhausen operiert werden konnten. Heute setzen sich neben Thomas Achermann auch Pflegefachfrau Aurelia Derksen sowie Andreas Schiendorfer, Kommunikationsbeauftragter, im Verein ein. Die Afghanistanhilfe Schaffhausen unterstützt Waisenhäuser, Schulen sowie Wasser- und Gesundheitsprojekte. Neben vier abgelegenen, kleinen Kliniken steht hier vor allem das Provinzspital Jaghori/Ghazni im Zentrum. Um die Hilfe im aktuellen Umfang aufrechterhalten zu können, müssen jährlich rund 675 000 Franken zusammengetragen werden. Mehr Informationen unter [www.afghanistanhilfe.org](http://www.afghanistanhilfe.org).





## Strahlende Augen im Kantonsspital

*Jedes Jahr aufs Neue erfreuen Christkinder die Patienten im Kantonsspital mit einem Geschenk und guten Wünschen zu Weihnachten.*

Von Blaženka Bandur

Über die Weihnachtsfeiertage ist niemand gerne im Spital. Schulklassen, die Weihnachtslieder singen, oder junge Musikerinnen und Musiker der Zürcher Hochschule der Künste sorgen aber kurz vor Weihnachten auf den Stationen für eine festlich-besinnliche Stimmung. Und dann kommt sogar das Christkind vorbei! Da vergessen die Patientinnen und Patienten für einige Momente, dass sie nicht zu Hause bei ihren Verwandten sein können. Begleitet wird das Christkind von den Leitungen Pflege sowie den Departementsleitern oder den zuständigen Chefärzten.

Die Patientenweihnacht mit dem Besuch eines Christkinds hat Tradition und wird bereits seit über 40 Jahren im Kantonsspital gefeiert. Damit auch alles reibungslos klappt, beginnen die ersten Vorarbeiten bereits im Sommer. Im Juni geht es los mit den Terminabsprachen und der Organisation der musikalischen Begleitung. Einen Monat später werden die Geschenke bei Institutionen wie der Altra oder der Stiftung Ungarbühl in Auftrag gegeben, und bald danach gilt es, an den Druck der Grusskarten zu denken.

Damit sich die Patienten auf Weihnachten einstellen können, erhalten sie mit dem Frühstückstablett eine Weihnachtskarte, die von den Seelsorgern gestaltet wird. Sie enthält Informationen zum Weihnachtsgottesdienst, insbesondere wie man die Übertragung im Krankenzimmer mitverfolgen kann.

Die Auswahl der sieben- bis achtjährigen Christkinder geschieht jeweils im November und war in den letzten Jahren einfach: Elisabeth, Bernadette und zuvor auch Teresa Pohl, die Kinder von Marcus Pohl, Leiter Somatische Langzeitpflege, stellten sich immer wieder zur Verfügung. Sehr gerne zeigten sie auf diese besondere Art und Weise Mitmenschen, denen es im Moment nicht so gut geht, dass man an sie denkt. Nach den Besuchen waren sie selbst oft

sehr bewegt und berichteten, wie manch eine Patientin oder ein Patient vor Rührung den Tränen nahe gewesen sei oder gar geweint habe.

Diese Weihnachtsstimmung ist in der Tat jeweils für alle Beteiligten etwas ganz Besonderes. Nach der Vorinformation über die bevorstehende Weihnachtsüberraschung öffnen die Pflegemitarbeitenden alle Zimmertüren, damit alle die Musik hören können. Die Lichter sind gedämmt, und es herrscht immer eine schöne feierliche und besinnliche Stimmung. Letztes Jahr kam es sogar zu einer Begegnung von Christkindern verschiedener Generationen. «Oh, wie schön, dass die Spitäler diese Tradition beibehalten haben», erzählte damals eine Patientin. «Vor über 30 Jahren war ich selbst das Christkind und habe die Patienten besucht.»

Diesmal stellen sich Teresa Lang, Tochter von Klaus Lang, Chefarzt Anästhesie und Intensivmedizin, sowie Malina Schulze, Tochter von Breast Care Nurse Katrin Schulze, zur Verfügung. «Als meine Oma einmal im Spital lag, hat sie sich sehr gefreut über unseren Besuch, und nun hoffe ich, dass sich die Patienten, die wir besuchen, ebenfalls freuen werden», erzählt Teresa Lang. Malina Schulze hüpfte gar vor Freude und Begeisterung in die Luft, als sie von ihrer neuen Aufgabe erfuhr. «Ich freue mich sehr, Christkind sein zu dürfen, und bin vor lauter Vorfreude schon ganz aufgeregt.» Die strahlenden Augen der Beschenkten sind für die jungen Mädchen der grösste Lohn. Selbstverständlich erhalten sie aber vom Departement Pflege ebenfalls ein kleines Anerkennungsgeschenk.

Auch die Mitarbeitenden im Pflegezentrum und im Psychiatriezentrum lassen sich Jahr für Jahr etwas ganz Besonderes einfallen, um den Patienten eine Weihnachtsfreude zu bereiten.



# Die Engel kommen aus Riehen

*Zwischen 1854 und 1981 prägen die Diakonissen aus Riehen die Krankenpflege und teilweise auch die Kinder- und Altenbetreuung im Kanton Schaffhausen. Allein im Kantonsspital sind in dieser Zeit insgesamt 285 Diakonissen tätig – während bis zu 84 Stunden pro Woche.*

*Von Andreas Schiendorfer*



Die Pflege von Säuglingen ist immer besonders erfüllend.



Schwester Marie Hedinger (links) beim Vorbereiten der Medikamente.

«Warternot, täglich Brot», hallt es im 19. Jahrhundert als verzweifelter Stossseufzer immer wieder durch die Schweizer Spitäler. Zweierlei ist damit klargestellt. Zum einen mangelt es allenthalben an Pflegepersonal, zum andern kann von einer kompetenten Betreuung der Patienten noch keine Rede sein. Der Krankendienst wird von Wärtern und Wärterinnen geleistet. Es gibt einige wenige Ausnahmen, und Schaffhausen gehört zum Glück bald schon dazu.

«Die Engel kamen aus Riehen», ist der entsprechende Abschnitt in der Schaffhauser Kantongeschichte überschrieben. Tatsächlich wendet sich der Stadtrat in seiner Verzweiflung sechs Jahre nach der Eröffnung des Stadtsitals an das ebenfalls noch junge, von Christian Friedrich Spittler gegründete Diakonissenhaus Riehen, und bereits wenige Wochen später, am 27. April 1854, beginnen die Schwestern Christine Hiller und Wilhelmine Sautter ihren Dienst in Schaffhausen. Weil damals in der

Schweiz noch kaum jemand das soziale Potenzial der evangelischen Diakonissen erkennt, können diese gleich auch noch für die Gemeindepflege im Kreis Rosengasse und für das Pfrundhaus gewonnen werden. «Ihre Fertigkeit und technischen Kenntnisse in der Wartung der Kranken zeugen von der guten Schule, welche sie in der Anstalt zu Riehen durchgemacht haben, während sie bei dem in diesem Winter oft sehr anstrengenden Dienst ausdauernden Eifer und Pflichttreue an den Tag legten», lautet im nächsten Geschäftsbericht das positive Fazit.

## **Ferien fast jedes zweite Jahr**

Man zählt praktisch Tag und Nacht auf den Einsatz der Diakonissen. Immerhin muss man ihnen nach einer Nachtwache vor dem Tagesdienst Gelegenheit geben, «einige Stunden ungestört ruhen zu können». An Sonn- und Feiertagen dürfen sie den Gottesdienst besuchen und sich einmal pro Woche ein paar Stunden Erholung gönnen und

dabei sogar – «mit Bewilligung des Arztes» – Besuche ausserhalb des Hauses durchführen. Gemäss der schriftlichen Übereinkunft mit dem Mutterhaus ist es ihnen zudem «gestattet, jedes zweite oder doch wenigstens jedes dritte Jahr auf ihre Kosten eine Erholungszeit von einigen Wochen zu haben».

Die Ferien verbringen sie bei Verwandten oder im Mutterhaus in Riehen, denn sie sind «keine am Lohn dienenden Wärterinnen» und beanspruchen, ausser Kost und Logis, keine Besoldung. Allerdings muss Schaffhausen dem Mutterhaus zur Altersvorsorge einen bescheidenen Beitrag abliefern. 1908 regt Regierungsrat Sturzenegger in der Spitalkommission an, man solle den Schwestern wenigstens auf Weihnachten und Neujahr ein kleines Geschenk geben, worauf ihm Spitaldirektor von Mandach entgegnet, er habe den Schwestern früher einmal ein solches verabfolgt, ihm sei aber deswegen von Riehen ein Verweis zugekommen.





Schwester Alwine Blumer war während 31 Jahren im Kantonsspital tätig, von 1941 bis 1971 als Oberschwester, danach für kurze Zeit auch noch als Leiterin der Spitalapotheke.

### Arbeitszeit bleibt eine Liebhaberrechnung

Reichen bei der Gründung des Kantonsspitals 1903 noch fünf Diakonissen und zwei Wärter zur Betreuung der Patienten, so nimmt der Bedarf laufend zu. Am Ende des Zweiten Weltkriegs wird mit 40 Diakonissen der Hochstand erreicht, ab wann genau auch wieder freie, vom Roten Kreuz ausgebildete Schwestern im Spital mitarbeiten, ist nicht bekannt.

Obwohl Riehen mehrmals bestätigt, Schaffhausen stehe in sozialer Hinsicht mit an erster Stelle, bleibt die Arbeitsbelastung enorm. «Die Arbeitszeit sei eine Liebhaberberechnung», heisst es 1944 in den Protokollen der Spitalkommission. «Es müsste schon ein Unterschied zwischen Arbeitszeit und Präsenzzeit gemacht werden. In der 78- bis 84-Stundenwoche sind die Zeiten für Morgenessen, Mittagessen, Vesper und Nachtessen nicht abgezogen. Es ist zuzugeben, dass die Arbeits- und Präsenzzeit im Spital eine lange ist, aber

es wird nicht gehetzt. Das Pflegepersonal hat reichlich Zeit, sich mit den Patienten zu unterhalten.»

### In 25 Institutionen in zehn Gemeinden tätig

Alles in allem profitieren im Laufe von 127 Jahren nicht weniger als 25 Institutionen im ganzen Kanton Schaffhausen von den Diakonissen: das Kantonsspital, das Kinderspital, die Gebaranstalt, das Pfrundhaus, eine Armenanstalt, zwei Kinderkrippen, zwei Kindergärten, vier Altersheime und zwölf Gemeindekrankenpflegen. Diakonissen finden wir, teilweise mit Unterbrüchen, in Schaffhausen (1854–1981), Wilchingen (1867–1870), Neuhausen am Rheinfluss (1897–1972), Thayngen (1905–1957), Beringen (1914–1975), Schleithelm (1914–1976), Neunkirch (1926–1971), Gächlingen (1947–1975), Lohn (1944–1949) und Herblingen (1952–1964). Ihre genaue Anzahl ist nicht bekannt, aber allein im Kantonsspital sind es 285 Diakonissen, die sich hier oft mehrere Jahrzehnte lang engagieren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg verlieren die Diakonissen ihre überragende Bedeutung im Gesundheits- und Sozialwesen. Der Personalbedarf ist mittlerweile so gross, dass man nicht umhin kommt, vermehrt freie Krankenschwestern in staatlichen Schulen auszubilden und ihnen auch etwas bessere Arbeitsbedingungen und Entlohnungen

zu bieten. Für das Kantonsspital ist beispielsweise die enge Zusammenarbeit mit der Schweizerischen Pflegehochschule in Zürich, die von 1953 bis 1969 den Bedarf der Chirurgie deckt, von Bedeutung. Gleichzeitig gehen im Diakonissenhaus die Neueintritte zurück, nicht zuletzt weil nun im Zuge der überfälligen Emanzipation ledig gebliebenen Frauen auch ausserhalb der Kirche Möglichkeiten zur beruflichen Entfaltung geboten werden.

### Langsamer Abschied von den Hauben

In den 1970er-Jahren beginnt sich das Blatt in der Pflegegeschichte endgültig zu wenden. Die Diakonissen sehen sich gezwungen, ihre Arbeitsverträge nach und nach aufzulösen, so 1971 auch den mit dem Kantonsspital Schaffhausen. Schwestern, die im Pensionsalter ins Mutterhaus zurückkehren oder in andere Arbeitsgebiete versetzt werden, werden nicht mehr ersetzt. Schwester Meta Meier verlässt das Kantonsspital Ende Januar 1981 nach 23 Jahren als letzte Diakonisse. Der Kontakt ist damit allerdings noch nicht abgerissen. Zwischen 1981 und 1991 kommen die Rieherer Schwestern jedes Jahr im Rahmen eines Schaffhauser Tages zu Besuch auf den Geissberg. Auch heute noch leben einige Schwestern, welche in Schaffhausen gewirkt haben, in der heutigen Kommunität Diakonissenhaus Riehen.

Keine Aufgabe war den Diakonissen zu schwierig oder zu nass ...





# Wo und warum leisten Sie Freiwilligen-Arbeit?

Umfrage Walter De Ventura

«Ich finde Freiwilligen-Arbeit ganz wichtig! Von unserem sozialen Engagement lebt die Gesellschaft und wird dadurch getragen. Ich zum Beispiel singe im Kirchenchor, und wir organisieren jedes Jahr ein Fest zugunsten des Kindergartens.»

Silvia Maus, Leiterin Ausbildung Pflege



«Seit ich 14 bin, engagiere ich mich für die Pfadi. Anfangs war ich als Gruppen- und Lagerleiterin aktiv und später in der Leiterausstellung sowie in der Organisation von Grossanlässen. Durch diese Erfahrungen habe ich viel erlebt und für mich dazugelernt. Ebenfalls motiviert haben mich die langjährigen Freundschaften mit den Leiterkolleginnen.»

Karin Schnetzler-Müller, Physiotherapeutin

«Ich bin seit 30 Jahren Mitglied des Samaritervereins Neuhausen und war auch während längerer Zeit Präsidentin. Mich interessieren die Themen um die Erste Hilfe, und ich pflege in diesem Verein gerne meine Kontakte und die Kameradschaft. Wir sind an vielen Sportanlässen als Samariter engagiert und üben gemeinsam einmal im Monat in unserem Lokal. Ausserdem besuche ich im Auftrag des Seelsorgeverbandes Neuhausen / Hallau Patientinnen und Patienten im Kantonsspital. Die Seelsorger haben für diese wichtige Aufgabe einfach zu wenig Zeit.»

Sonja Artho-Müller, Mitarbeiterin Hotellerie



«Ich engagiere mich für Menschen mit Demenz, weil mich das Thema fasziniert und mich immer wieder berührt, wie sich Menschen verändern und wie viel Kraft sie aufwenden, um den Alltag möglichst lange zu meistern. Besonders beeindruckt bin ich immer wieder von den grossen Leistungen der Angehörigen. Der Kontakt mit ihnen gibt mir auch vieles wieder zurück. Ich engagiere mich, weil ich es notwendig und sinnvoll finde. Ich suche den Sinn in meinen Tätigkeiten und mache dabei die Erfahrung, dass ich auch Energie und Impulse zurückbekomme. Durch das Engagement im Vorstand der Alzheimervereinigung habe ich viel gelernt und bin vielen interessanten Menschen begegnet.»

Cornelia Wunderli, Sozialdienst



«Ich leiste im Bereich Musik Freiwillige-Arbeit, so bereits seit 20 Jahren in der Musikkommission der MG Gächlingen. Früher war ich jedoch auch schon im Vorstand des Kantonalen Blasmusikverbands und im Vorstand der Jugendmusik Chläggi und Neuhausen tätig. Es braucht Freiwillige, um einen Verein oder Verband am Leben zu erhalten. Jeder darf und soll auch seinen Teil dazu beitragen. Ausserdem ist es nicht nur «Arbeit» – man kann miteinander ein Ziel erreichen und wird durch nette Begegnungen und schöne Momente bestens entlohnt.»

Alexandra Ruedi, Leiterin Patientenaufnahme



«Ich bin Hüttenwart des Ferienhauses «Bristenblick», das oberhalb von Gurtellen steht, schön eingebettet in eine Alplandschaft. Dieses Ferienhaus gehört dem Verein «Bristenblick» und ist vor vielen Jahren von Pflegern der Klinik Breitenau erstellt worden, damit sich die Pfleger, die nur ein bescheidenes Monatsgehalt bezogen, trotzdem Ferien mit ihren Familien leisten konnten. Meine Aufgabe als Hüttenwart ist der Unterhalt dieser Liegenschaft. So wurden in den letzten Jahren unter anderem die Warmwasserversorgung verbessert und neue Bodenbeläge gelegt. Immer im Oktober wird das Haus eingewintert und an Ostern wieder für die Gäste bereit gemacht.»

Walter Deuber, Leiter KG-Archiv